

# Anstalt oder Heim?

Autor(en): **Moor, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **35 (1964)**

Heft 12: **120 Jahre VSA**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808039>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Anstalt oder Heim?

Von Professor Dr. Paul Moor, Zürich

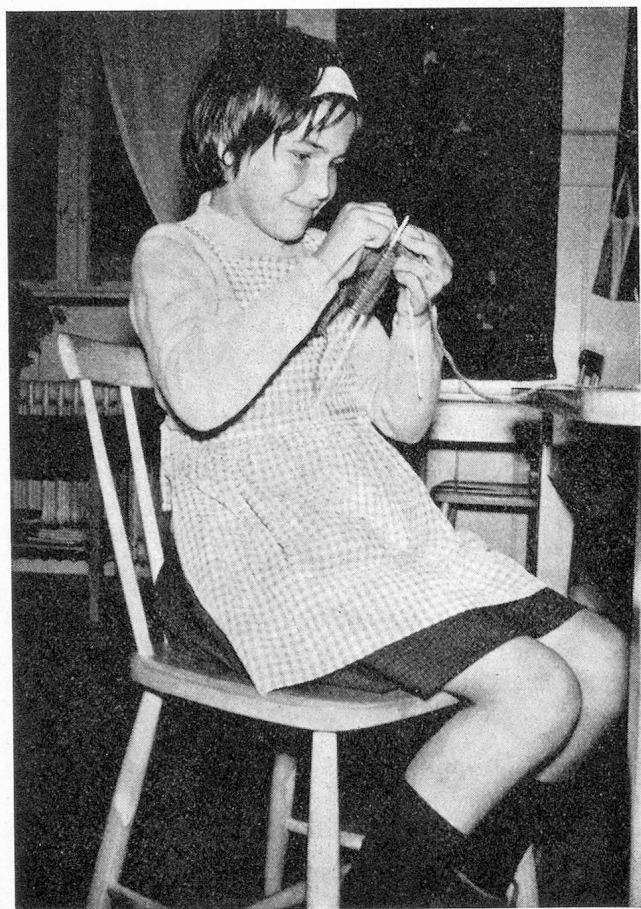
«Verein für Schweizerisches Anstaltswesen» — so wurde unsere Vereinigung vor 120 Jahren genannt. Heute vermeidet man gerne die Bezeichnung «Erziehungsanstalt» und «Anstaltserziehung» und sagt statt dessen «Erziehungsheim» und «Heimerziehung». Man bringt damit zum Ausdruck, dass man bestrebt sein will, das Leben in der Anstalt so zu führen, dass das Kind sich daheim fühlen kann.

Dabei muss man sich freilich darüber klar sein, dass man eine Anstalt jederzeit einrichten kann, ein Heim aber nicht, dann nämlich nicht, wenn man darunter ein wirkliches «Daheim» versteht. Zu einem «Daheim» wird das, was man veranstalten, bewerkstelligen, einrichten kann, immer erst durch die Art des Lebens, das in dem überlegt und planmässig Eingerichteten nun geführt wird. Zwar gibt es den selteneren Fall auch, dass jemand ein eigenes Daheim besitzt und in dieses Daheim Kinder aufnimmt. In diesem Fall braucht das Daheim nicht zur blossen Anstalt, zur blossen künstlichen Institution zu werden. Auch ihm droht zwar diese Gefahr, weniger durch die Kinder als durch die Mitarbeiter, wenn diese das schon bestehende Daheim nicht verspüren oder nicht beachten, wenn sie damit beginnen, etwas einrichten zu wollen, statt damit, sich in das bereits bestehende Daheim hineinzufinden und dazu zu gehören; was ja niemals durch Planen aus eigener Ueberzeugung geschehen

kann, sondern nur aus Zuneigung zum Andern und diesem seinem Daheim.

Aber wie gesagt: Die Regel ist das nicht. Viel häufiger geschieht es, dass man ein «Heim» einrichtet, das damit zunächst denjenigen Charakter hat, der in der Bedeutung des Wortes «Anstalt» viel deutlicher sich ausdrückt: den Charakter des Künstlichen, das an die Stelle eines Natürlichen gesetzt wird. Damit aber, dass man etwas planmässig einrichtet, sei es im Ganzen oder in einzelnen Dingen, dass man bewusst anordnet, mit Ueberlegung einteilt, entschieden vertritt, willentlich aufrecht erhält, mit Entschlossenheit durchführt, damit entsteht kein Daheim, sondern damit unterstreicht man den Charakter des bloss Gewollten und Gemachten um so mehr, je weniger an Daheim schon vorhanden ist. Erst wo das Daheim schon besteht, kann das planmässig Gewollte das Daheim schützen und bewahren, wenn es sich von ihm beseelen lässt; und dann ist solcher Schutz auch notwendig. Wo das Heim nicht schon von einem schon bestehenden Daheim getragen wird, sondern eine ursprünglich künstliche Gemeinschaft, eine Institution darstellt, da lässt die bewusste Führung des Lebens in ihren alltäglichen Notwendigkeiten immer von neuem wieder den Charakter des bloss Anstaltsmässigen in den Vordergrund treten. Das Erziehungsheim trägt gerade da, wo es gut, d. h. mit Entschiedenheit geführt wird, ganz von selber die Tendenz in sich, zur blossen Anstalt zu werden, es kann auch zum Daheim nicht dadurch werden, dass wir es weniger entschieden führen, sondern nur dadurch, dass wir die in der notwendigen Führung liegende Gefahr bestehen, ja, dass wir als wichtigste Aufgabe der Führung gerade dies erkennen, dass sie das bestehende Daheim schütze und dass sie abwehre, was es unmöglich machen würde. — Wollen wir klar sehen in diesen Dingen, dann tun wir gut daran, nicht Anstalt und Heim einander gegenüberzustellen, sondern Anstalt und Daheim, Institution und Daheim, und das Heim als diejenige Wirklichkeit anzusehen, der es um das Daheim-sein-können zu tun ist, die dazu des Institutionellen notwendig bedarf, die beständig die Gefahr zu bestehen hat, dass das Institutionelle zum Anstaltsmässigen zu werden droht, und die diese Gefahr dadurch bestehen kann, dass das Daheim mächtiger ist als die Institution, der Lebensinhalt mächtiger als die Lebensform.

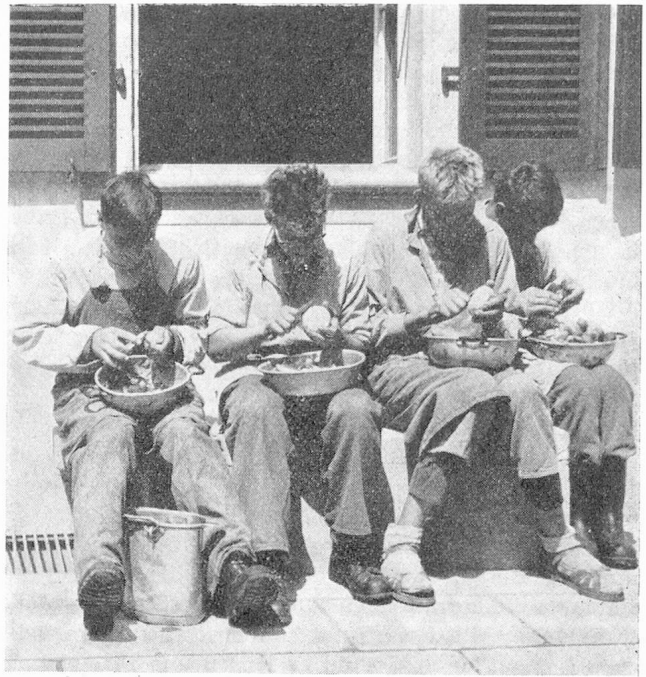
Wir sehen so, wie das Anstaltsmässige immer und jederzeit von selber sich einzustellen droht, wo nicht das Daheimsein im Erleben der Heiminsassen mächtiger ist als das Gewicht der alltäglichen Aufgaben. Die Frage, wie die Anstalt zum Heim werden könne, kann also nicht beantwortet werden durch einen allgemeinen Grundsatz oder einen Institutionsplan, sondern sie wird in jeder Stunde des alltäglichen Umgangs miteinander beantwortet durch die Art, wie man sich begegnet. Sie ist jeden Tag und jede Stunde neu zu lösen. Denn alle Einrichtungen können es nur erleichtern, sich daheim zu fühlen, aber sie schaffen kein Daheim. Nur in allgemeinsten Form lässt sich sagen, wessen es dazu bedarf. Für das Kind kann die Anstalt nur so weit zum Heim werden, als sein Erzieher sich in ihr daheim fühlt; und für den Erzieher gilt, wie für jeden reifen



*Flüssige Hände im Kinderheim Plankis Chur*

Menschen, dass er daheim ist, wo andere bei ihm daheim sind. Das bedeutet nicht nur, dass beides ineinander greift und sich ergänzt, das Daheimsein des Erziehers und das Daheimsein des Kindes, sondern auch, dass es auf die Art des alltäglichen Beieinander- und Miteinanderseins ankommt. Mit anderen Worten: Es ist die Liebe, die auch das Heim erst zum Daheim macht.

Aber Liebe allein würde das nur vermögen, wenn sie vollkommen wäre. Dann wäre das Miteinander immer auch schon das rechte Füreinander. Unsere menschliche Liebe ist aber nie vollkommen. Darum bedürfen wir des Gesetzes und seiner Strenge, bedürfen wir als Erzieher der Selbstzucht und bedarf das Kind der Zucht, der Gewöhnung an Ordnung und Mass. Das Gesetz und seine Strenge schaffen die Liebe nicht; aber nur in seinem Rahmen ist eine Liebe möglich, die sich reifend vertiefend kann. Davon muss der Erzieher durchdrungen sein; er muss es in seiner eigenen Lebensführung erfahren haben, wenn in seinem Erziehen Strenge, Ordnung und Mass nicht etwas Aeusserliches bleiben sollen. Das Kind aber muss es erfahren und erleben, dass man im Rahmen einer strengen Zucht reicher werden und Erfüllenderes gewinnen kann als in der Ungebundenheit eines blossen Gewährenlassens.



*Kartoffelschälen im Schweizerischen Erziehungsheim Bächtelen*

## Die Anstalt wird zur Heimstätte durch die Herzkraft des Menschen

Von Helene Stucki, Seminarlehrerin i. R., Bern

Ist es nicht ein gutes Zeichen, dass das Wort *Anstalt* sozusagen aus dem Wörterbuch der sozialen Einrichtungen verschwunden ist? Anstalt: So heisst zwar das an die richtige Stelle gestellte; aber trotzdem haftet dem Begriff ein ungutes Gerüchlein an; die Augen schauen Mauern, hinter denen sich unsägliches Kinderleid verbirgt, Buben und Mädchen in gestreiften oder gewürfelten Kleidern, eines gleich wie das andere, blau uniformierte Zöglinge zur Morgenandacht versammelt, jeder das Gesangbuch in Händen, wie auf den Bildern von Otto Meyer-Amden; Mädchen in Uniformen, wie ein bekannter Film sie darstellt, und dazu ein Zuchtmeister oder eine Zuchtmeisterin, die sorgfältig darüber wachen, dass keines der Kinder oder Jugendlichen aus der Reihe tanzt, das Gleichmass, den Gleichschritt stört. Die Anstalt war die Popanz, das Schreckgespenst, mit dem man ungebändigte Jugend zu bändigen versuchte. Viele Vorurteile mögen mitspielen, Anstaltsskandale wurden gelegentlich masslos übertrieben, und doch war es gut, dass die Bücher von C. A. Loosli, dass der Kindheitsroman «Johannes» von Jakob Schaffner die Blicke der Öffentlichkeit hinter die Anstaltsmauern lenkten und die Gewissen wachrüttelten. Sicher war die Herzkraft nicht einfach verbannt aus dem Anstaltsgebäude, so düster und freudlos es auch ausschauen mochte. Sicher gab es warmherzige Anstaltsväter und -mütter, liebende Erzieher und Erzieherinnen, die den Zöglingen zu ersetzen suchten, woran sie so bitter Mangel litten. Aber wir sind doch froh, dass mit dem Wort auch viel anderes in Misskredit gekommen ist, dass wir heute von Heimstätten reden dürfen, von *Heimen*

nicht nur für die irgendwie verlassen und behinderten Kinder, sondern auch für Alte und Chronisch-Kranke. Die Anstalt wird zur Heimstätte durch die Herzkraft des Menschen. Die Wahrheit dieses freundlichen Satzes sei erläutert und bewiesen durch flüchtige Eindrücke anlässlich von *Heimbesuchen* bei Kindern, bei Greisen, auch bei Geisteskranken und sogar bei Verbrechern.

\*

«Mir si ke Anstalt, mir si-nes Hei.» Mit diesen Worten empfängt uns der Vorsteher eines etwa 1000 Insassen umfassenden ausgedehnten Gebäudekomplexes und Landwirtschaftsbetriebes auf sonniger Bergeshöhe. Er berichtet von den Freiheiten, welche den alten Leuten gewährt werden; keine Verbote, keine Abschränkungen, viel freier Raum, herrliche Blumen überall. Wie es aber um die Herzkraft steht, dessen durften wir Zeuge sein bei einem Gang durch die weitläufigen Anlagen, bei der Begegnung mit den vielen verrunzelten alten Männern und Frauen. Für jeden und jede hatte er ein aufmunterndes, ein persönliches Wort. Sie fühlten sich angesprochen, bejaht, eben daheim, nicht eine Nummer, sondern ein Mensch. Und all die kleinen Erlebnisse, die er so beiläufig einfliessen liess, sie zeugten von einer natürlichen, selbstverständlichen Güte; die Leute sitzen an einem gedeckten Tisch und müssen sich ihr Essen nicht selber holen; der Fernsehapparat stellt die Verbindung mit der Aussenwelt her; an der Sichelten schwingen auch jene das Tanzbein, die es sonst auf den Stecken gestützt nachschleppen, beim Sommerausflug der Insassen krönte ein grossartiges Mittagessen im Hotel den festlichen Tag. Das Schönste